

gung des Organismus an den sog. höheren Gefühlen ganz entschieden auf die Seite v. Kleists. Nach meinen Theorien ist es a priori möglich, durch Schädigung der Hirntätigkeit höchste geistige Leistung selbst zu schädigen. Nur würde ich vom praktischen Psychiater erst lernen und erfahren wollen, ob denn wirklich eine so enge örtliche oder dynamische Nachbarschaft jener Gehirnelemente besteht, die an dem Zustandekommen inhaltlich oder erlebnismäßig verwandter Erscheinungen beteiligt sind.

Also die Aussichten einer Ethikotherapie werden ganz von der Möglichkeit bedingt sein, zwischen Therapeut und Klient eine gemeinsame geistige Basis zu finden. Ließe sie sich gar in der religiösen Einstellung finden, dann könnte man geradezu Wunderheilungen erwarten. Wenn sich Arzt und Patient z. B. zusammenfinden in dem Lebensideal, das uns die hl. Theresia von Lisieux vorgelebt hat — Ich ein Kind Gottes, ganz in der Hand meines himmlischen Vaters, der es nur gut mit mir meint, der mich kennt, der weiß, was mir nützt, und Mittel, mir zu helfen, in überreicher Fülle hat. Komme, was da kommen mag; ich überlasse mich ihm ganz blind —, dann würden sich derartige Fälle, von denen auch Bezděk berichtet, häufen: Kranke, die nicht die idealste medizinische Behandlung erfahren, weisen oft weit größere Heilerfolge auf als solche, die nach dem allerneuesten Stand des medizinischen Wissens und Könnens behandelt werden. — Ethikotherapie ist eine gute Sache, aber nur in wissenschaftlicher Anwendung. Johannes Lindworsky S. J.

Zum Erscheinungsbild Adams und Evas

Wollen Theologen oder auch gläubige Laien sich ein naturwissenschaftlich gesichertes Bild vom Aussehen der Stammeltern machen, so kann das nur geschehen auf Grund dessen, was die rassengeschichtlichen Funde über früheste Menschen aussagen, die infolge des zeitlich geringen Abstandes unsern Urahnen ähnlicher gesehen haben müssen als irgend eine der vielfältigen heutigen Rassen. Die Naturwissenschaft schließt aus der Formverwandtschaft auf Blutsverwandtschaft und unterstellt, daß alle

fossilen Menschenfunde irgendwie in den Stammbaum der heute lebenden Menschheit gehören.

Philosophisch wie biologisch wäre es ja an sich denkbar, daß es im Anfang des Diluviums, wo uns erstmals Menschen begegnen, und vielleicht noch während seines Verlaufs, nebeneinander und unabhängig voneinander mehrere Stammbäume gegeben hätte. Trotzdem ist das naturwissenschaftliche Verfahren durchaus gerechtfertigt, denn das methodologische Sparsamkeitsprinzip verwehrt die Annahme einer Mehrheit, solange die Annahme einer Einheit genügt. Die Fremdartigkeit der Neandertaler berechtigt zwar einen systematisch art-eigenen Namen (*Homo primigenius*), wie man auch die mehrhufigen Ahnen einhufiger Pferdetierte mit ungefähr 200 verschiedenen Artnamen kennzeichnet; das ist schon zum Zweck wissenschaftlicher Verständigung über die jeweils gemeinte Form notwendig. Aber seit man Übergangsformen von eiszeitlichen Neandertalern zu heutigen Menschenformen kennt, wissen wir, daß *Homo primigenius* und *Homo recens* keine stammesgeschichtlich getrennten Arten, sondern zeitlich hintereinander geschaltete Erscheinungsformen des einen *Homo sapiens* sind. Es ist deshalb wissenschaftlich durchaus berechtigt, auch weiterhin alle fossilen menschlichen Formen in unsern Stammbaum einzuordnen, solange das reibungslos wie bisher geschehen kann.

Sinanthropus pekinensis konnte allerdings nicht zwischen die bisher bekannten Formen eingeordnet, wohl aber der Zeit wie der Form nach ihnen vorgeordnet werden, d. h. man konnte ihn zwanglos an das untere Ende der bisher rückwärts verfolgten Stammkette anschließen. Einmal ist der Pekingmensch frühdiluvial¹, älter als der spät-diluviale Neandertaler, sodann der Erscheinungsform nach urtümlicher als der

¹ „Der Pekingmensch gehört der alt-diluvialen (voreiszeitlichen) Rotlöß-Zeit Chinas an“ (s. diese Zeitschrift 1935, Bd. 129, H. 9, S. 196). Eugen Fischer schreibt: „...*Sinanthropus* aus der Gegend von Peking ... ist sicher nicht später als allerfrühestes Diluvium“ (S. 252 in Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erb-lehre Bd. I, München 1936).

Neandertaler; ja *Sinanthropus* ist die urtümlichste bislang bekannte Menschenform, die sich durch Gebrauch von Feuer und Werkzeugen als ein *Homo sapiens* erwies. Die berechnete Annahme, daß dieser Urmensch in unserem Stammbaum nahe der Wurzel steht, läßt noch die Möglichkeit offen, daß seine Sippe inzwischen erloschen und ausgestorben ist. Aber die neuesten Forschungsergebnisse bringen uns den überraschenden Beweis: der Pekingmensch ist eine blutmäßige Ahnform heute noch lebender Menschen².

Der Leiter der Peking Ausgrabungen, Prof. Dr. Franz Weidenreich, dem ich für die freundliche Zusendung der neuen Veröffentlichungen bestens danke, bespricht hierin noch einmal die bislang gefundenen *Sinanthropus*-Reste, die sich auf gut zwei Dutzend Individuen verteilen. Zwei auffallende Merkwürdigkeiten sind es, die den Urmenschen von Peking als einen Ahnherrn heutiger Menschen, und zwar unter den Mongoliden und Eskimiden, ausweisen.

Während die Schneidezähne der Unterkiefer allgemein menschlich, wenn auch urtümlich breit sind, zeigen die ebenfalls breiten Schneidezähne des Oberkiefers eine „schaufelartige Form“ (Hrdlicka), wie sie sich in genau der gleichen Form in manchen Gruppen der Mongoliden bis zu 100 Prozent erblich findet. Ferner zeigen zwei erwachsene Unterkiefer von Peking am inneren Rand in der Nähe der Wurzeln des Eck- und Vormahlzahns zwei rundliche, knöcherne Anschwellungen, die eine funktionslose Familieneigentümlichkeit darstellen; auch dies Merkmal erblicher, blutmäßiger Zusammengehörigkeit fanden Fürst, Hansen, Hrdlicka im mongoliden Rassenkreis, und zwar bei Chinesen bis zu 15 Prozent, bei Eskimos bis zu 85 Prozent. Da das, was zweien gemeinsam ist, der eine vom andern oder der andere vom einen oder beide von einem gemein-

samen Dritten, also erbbiologisch vom gemeinsamen Ahnen haben, können diese bei Mongoliden bzw. Eskimiden so weit verbreiteten Besonderheiten nur von einem gemeinsamen Ahnen herrühren; und als solcher entpuppt sich nun *Sinanthropus pekinensis*.

Die Mongoliden gehören aber wie wir Europiden der geologischen Jetztzeit (Alluvium) zeitlich und gestaltlich zur Nach-Neandertaler-Menschheit, *Sinanthropus* hingegen zeitlich und gestaltlich zu den früh-diluvialen Vor-Neandertalern; zwischen beide Gruppen schiebt sich zeitlich und gestaltlich die spätdiluviale Neandertaler-Menschheit. Vor-Neandertaler, Neandertaler, Nach-Neandertaler sind die erscheinungsbildlich sich folgenden Phasen der Menschheitsentwicklung, die sich verhalten wie die individuellen Phasen Kind, Jüngling, Mann³.

Die Schädel der Vor-Neandertaler von Peking haben das wohlbekannte allgemeine Gepräge der typischen Neandertaler-Schädel, nur sind sie mit einem Hirnfassungsvermögen von rund 1000 ccm viel kleiner als diese mit durchschnittlich 1450 ccm Fassungsvermögen. Es ist aber zu beachten, daß größere Masse nicht gleichbedeutend ist mit größerer Intelligenz. Es kommt mehr auf den Feinbau der Hirnrinde als auf Hirnmasse an, die bei der jetzigen Menschheit

³ Jeder, der mit den neuesten Funden und Einreihungen vertraut ist, wird diese schlagwortartige Formulierung richtig verstehen. Wie in einer reichverzweigten Baumkrone nicht alle Äste überleben, sondern bald hier, bald dort ein Zweig abstirbt, so mögen manche extrem spezialisierte Rassen, etwa auch extremste Neandertalformen und ihre Nachkommen, ausgestorben sein; weniger extreme Formen aus der „Neandertalzeit“ Javas (*Homo soloensis*), Europas (*Homo steinheimensis*), Afrikas (*Homo helmei*) gelten als spät- oder mitteldiluviale Stammformen heutiger Südaustralier, Europäer, Buschmänner (s. Zeitschr. f. Rassenkunde 1936, 4. Bd., 3. H., S. 320 ff.). Diese feineren Unterscheidungen nehmen aber der schlagwortartigen Formulierung weder ihren wissenschaftlichen noch ihren praktischen Wert.

² *Sinanthropus Pekinensis* and its Position in the Line of Human Evolution, by Franz Weidenreich. Cenozoic Research Laboratory, Geological Survey of China and the Department of Anatomy, Peiping Union Medical College. Peking Natural History Bulletin Vol. 10, Part 4, June 1936.

1350 ccm im Durchschnitt nicht übersteigt. Die stattliche Liste der vom Pekingmenschen gejagten Tiere tut unwiderleglich kund, daß er ein mutiger, listen- und erfolgreicher Jäger war. Von Gestalt muß er klein, untersetzt gewesen sein. E. Fischer setzt die Körpergröße der Neandertaler auf 163—160 cm an, Lebzelter die der Vor-Neandertaler (der „forma typica“, 1932) auf 155 cm für den Mann und 148 cm für die Frau; diese theoretisch ermittelte, durchaus annehmbare Vorstellung bedarf aber noch der Bestätigung durch entsprechende Skelettfunde. Das Depéretsche „Gesetz“ stammesgeschichtlicher Größenzunahme zahlreicher Organismengruppen gilt eben für den menschlichen Organismus genau so gut wie das „Gesetz“ der Rassendifferenzierung. Denn Europiden, Mongoliden, Negriden, diese blühenden und reichverzweigten Äste am Stammbaum der Menschheit, bilden untereinander sowie mit den kärglicheren Überresten noch lebender Altrassen eine fruchtbare Zeugungsgemeinschaft, wonach sich aus erbbiologischen Gründen ohne weiteres die Einartigkeit des Ursprungs ergibt.

Die wissenschaftliche Durchschlagskraft dieses Beweisganges für einen monophyletischen, unmöglich polyphyletischen, d. h. mehrartigen Ursprung der Menschheit habe ich seit 1927 in meinen Vorlesungen vertreten⁴. Eugen Fischer schreibt in „Menschliche Erblehre“ (Bd. I, 1936, S. 291 f. bzw. 253 f.): „Diese ganze Erscheinung der Fruchtbarkeit darf zweifellos für die Frage der Abstammung und Einheitlichkeit der Menschheit verwertet werden. Sie spricht dafür, daß die Menschheit nachträglich in Rassen zerfallen ist“; und: „Es ist ganz undenkbar, daß jene äußerst komplizierte Kombination neuer, bei keinem Affen vorhandener Gene, die im Genbestand aller Menschen vorhanden sind,

sich mehrfach und unabhängig voneinander gebildet hat. Auf dem Sinanthropuszustand dürfte also die Menschheit ganz einheitlich gewesen sein. Rassenbildung hatte noch nicht eingesetzt.“

Auf die Frage, wieviel artgleiche Elternpaare am Anfang der Menschheitsgeschichte standen, weiß die Naturwissenschaft keine positive Antwort zu geben; ein Urelternpaar ist erbbiologische Mindestforderung. Daß es nur ein Urelternpaar, Adam und Eva, gab, ist eine aus der Offenbarungsquelle entnommene Tatsache, die dem Katholiken als Dogma seiner Kirche heilig ist⁵. Das Dogma vermittelt in dieser Frage ein Wissen, das die Naturwissenschaft nicht geben kann. Aber der Naturwissenschaft danken wir ein Wissen, eine wenigstens annähernde Vorstellung vom körperlichen Erscheinungsbild der menschlichen Ureltern, über das uns die Heilige Schrift nichts berichtet hat.

Die erscheinungsbildlichen Phasen der Früh-, Alt- und Jetztmenschheit sind gekennzeichnet durch das Erscheinungsbild der Vor-Neandertaler, Neandertaler, Nach-Neandertaler. Damit ist ohne weiteres gegeben: die Stammeltern des Menschengeschlechtes waren phänotypisch Vor-Neandertaler. Ihnen als seinen Ahnen verdankt Sinanthropus sein Gepräge. Sinanthropus veranschaulicht uns das Aussehen des frühdiluvialen Menschen, der noch nicht oder kaum beachtlich in Rassen aufgespalten war. Im frühesten Diluvium dürften aber auch Adam und Eva gelebt haben, da bislang keinerlei Spuren eines tertiären Menschen aufgefunden wurden. Solange es bei diesem

⁴ S. diese Zeitschrift 1935, Bd. 129, H. 9, S. 188; ferner „Scholastik“ 1936, Jahrg. XI, H. 2, S. 256 f. In der Neuauflage von H. Klaatsch, Das Werden der Menschheit und die Anfänge der Kultur, Berlin-Leipzig 1936, ist die von Klaatsch vertretene polyphyletische Abstammung der Menschheit ausgemerzt, was sehr erfreulich ist.

⁵ Der Katholik weiß sehr wohl, daß nur den eigentlich definierten Lehrsätzen oder Dogmen Unfehlbarkeit zukommt, nicht aber jeder Ansicht oder Schulmeinung in der Kirche, auch nicht, wenn sie sich auf die Heilige Schrift glaubt stützen zu können. Noch nie hat die Naturwissenschaft ein Dogma der Kirche widerlegt, und wir haben die Garantie, daß das niemals geschehen wird. Es ist sachlich eine Irreführung, wenn widerlegte Schulmeinungen als widerlegte Dogmen im Kampf gegen die Kirche ausgegeben werden. Das ist nur und stets ein Beweis für krasse Ignoranz in catholicis.

Stand der Forschung bleibt, bleibt es auch bei der Vorstellung, daß die gleichfalls frühdiluvialen Stammeltern unseres Geschlechtes das urtümliche Aussehen eines Vor-Neandertalers hatten, auf keinen Fall aber das Gepräge irgend einer der spätgeborenen Rassen von heute.

Und was ist mit Dubois' Pithecanthropus erectus von Java (1894)? Seitdem Hans Weinert in „Ursprung der Menschheit“ (Stuttgart 1932, S. 241) schrieb, daß „die Ehre, das missing link-Problem gelöst zu haben, unbedingt dem Pithecanthropus von Java und seinem Entdecker zukommt“, kann man vielerorts lesen oder hören: Pithecanthropus von Java ist das noch-tierische Bindeglied zum schon-menschlichen Sinanthropus von Peking. Es war R. Virchows vorgefaßte Meinung („Dogma“): Pithecanthropus sei unter keinen Umständen ein Mensch, unter allen Umständen ein Affe. Das ist eine wissenschaftlich unbewiesene und unbeweisbare Annahme. Woher will man denn das wissen? Etwa aus dem Umstand, daß dem Schädeldach des Pithecanthropus an der Fundstelle in den Schottern des Triniflusses keine Werkzeuge oder Feuergebrauchsspuren beigegeben waren? Mit einem solchen argumentum ex silentio läßt sich in einem so vereinzelter Fall nichts beweisen. Da die Zusammengehörigkeit des typisch menschlichen Oberschenkels und des Schädeldaches des Pithecanthropus, die in einiger Entfernung voneinander am Trinil gefunden wurden, umstritten ist, kann nur die Form des Schädeldaches über die systematische Stellung entscheiden. Die Formverwandtschaft mit den Sinanthropusschädeln ist aber so groß, daß wir selbst auf die Gefahr eines Irrtums hin Pithecanthropus („= Sinanthropus“, O. Abel 1931) dem Pekingmenschen zugesellen, d.h. auch ihn als Menschen betrachten müssen.

Fr. Weidenreich (1936) betont ausdrücklich: Sinanthropus (wie der formverwandte Pithecanthropus, Rü.) steht trotz seiner urtümlichen Gestalt dem modernen Menschen näher als irgend einem bekannten lebenden oder fossilen Menschenaffen. Auch G. Heberer (Tübingen) kennzeichnet im Oktoberheft (1936) der Nationalsozialistischen Monatshefte die Sachlage richtig: Zwischen Pithecanthropus und uns gibt es keine Formen- und Fundlücke mehr; die Kette

ist genügend geschlossen; aber eine Lücke klappt zwischen Pithecanthropus und der etwa am nächsten kommenden fossilen Form des Australopithecus africanus, eines vor-schimpansenhaften Wesens, das 1924 in der Nähe von Taungs (das „Taungskind“) in Betschuanaland gefunden wurde. Daß die hier klaffende Lücke nur eine Fundlücke ist, hofft die Naturwissenschaft bald klarer zeigen zu können. Denn soeben meldet Eickstedts Zeitschrift für Rassenkunde (1936, Bd. 4, H. 3, S. 336), daß Prof. Robert Broom bei Sterkfontein in Transvaal das Skelett eines erwachsenen Australopithecus oder einer nahe verwandten Art gefunden hat.

Heute stehen wir im Zeitalter der Ganzheitsschau. Man ist sich völlig klar darüber geworden, daß das Problem der Menschwerdung von der Körperseite allein nicht zu lösen ist. „Denn wenn der Mensch wesentlich kein Tier ist, dann beweist Stufe und Art seiner tierischen Spezialisierung und Verkörperung gar nichts für sein wahres transzendentes Sein und dessen Geschicke“ (K. Rode, Breslau, in: Zeitschrift für Rassenkunde 1936, Bd. 4, S. 319). Was die Stammeseltern der Menschheit auf jeden Fall über die ähnlichsten Tierformen im natürlichen Seinsbereich hinaus hob, war ihre vernunftbegabte Seele, und was sie über den Stand der Natur emporhob, war die übernatürliche Gnade der Gotteskindschaft. Felix Rüschkamp S.J.

Konzertmessen

So lange es eine Geschichte der Meßkomposition gibt, ist sie zugleich die Geschichte eines Kampfes zwischen künstlerischen, rein musikalischen Unabhängigkeitsbestrebungen und liturgischen Dienstforderungen. Nicht immer muß dabei der Grund so mancher Fehlentwicklung einzig in mangelnder liturgischer Einstellung zu suchen sein, sondern der Grund mag teilweise auch darin liegen: der musikalisch erfassbare Inhalt der Texte ist eben reicher und weiter als der verhältnismäßig eng gezogene liturgische Rahmen. Und so mußten immer wieder Kompositionen entstehen, die wegen ihrer großen Ausdehnung oder ihrer Stileigentümlichkeiten die liturgischen Grenzen überschritten. Gaben sie sich dann doch als „liturgische Kompo-